Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 130 (1964)

Heft: 8

Artikel: Die Schweiz während des ersten Weltkrieges 1914 bis 1918

Autor: Junker, Beat

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-41436

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schaft zur TO 61 sei den Räten in Aussicht gestellt worden, daß der Pz. 61 den G 13 ablösen und damit an dessen Stelle in die Felddivisionen treten werde. Daran gelte es nun festzuhalten.

Dieser Beweis von Loyalität gegenüber dem Parlament ehrt die Landesverteidigungskommission. Er ändert aber nichts daran, daß dieser Entscheid falsch ist. Aber er kann nur noch durch die eidgenössischen Räte korrigiert werden. Dazu werden sie voraussichtlich in der Septembersession Gelegenheit haben.

Der Pz. 61 gehört in die Mechanisierte Division. Dieser Typ ist jeder vergleichbaren ausländischen Divisionsart in der Dotation mit Panzerkampfwagen eindeutig unterlegen. Es sind verschiedene Möglichkeiten der Eingliederung denkbar; auf eine wurde kürzlich an dieser Stelle hingewiesen[4].

V.

Die Entrüstung über die «Mirage»-Kreditüberschreitung machte sich verschiedentlich in der Forderung Luft, die ganze Konzeption unserer Landesverteidigung, wie sie materiell ihren Ausdruck in der «Truppenordnung 61» findet, sei zur Diskussion zu stellen.

In unserer Demokratie kann und soll nie einer Diskussion ausgewichen werden, immerhin mit der Einschränkung, wie sie Professor von Salis einmal formulierte: «Demokratie sei Diskussion. Laßt sie nicht zum Geschwätz werden!» Wenn die Diskussion in Frage stellen soll, was besteht und was an Änderungen und Beschaffungen bereits beschlossen oder geplant wurde, wird sie wenig fruchtbar sein. Der Verdacht liegt nahe, daß sie grundsätzlichen Gegnern unserer Landesverteidigung Gelegenheit bieten soll, Sand ins Getriebe zu streuen und die Modernisierung unserer Armee zu verzögern. Einer solchen Debatte Geburtshilfe zu leisten, liegt kein Grund vor.

Dagegen besteht aller Anlaß zu einer über die «Mirage»-Kreditfrage hinausreichenden Aussprache und Klärung. Einmal steht der Plafond der Militärausgaben zur Diskussion. Mit 1964 geht das letzte Jahr zu Ende, für welches die bundesrätliche Limite von 1200 Millionen Franken (seither um weniges erhöht als Folge von Entscheiden der eidgenössischen Räte) galt. Auch ohne die «Mirage»-Mehrkosten zeigt sich, daß höhere Wehraufwendungen nötig werden. Die Rüstungsfortschritte anderer Staaten können wir nicht unbeachtet lassen.

Zur Debatte steht schließlich diejenige Frage, die alles überschattet und der immer noch ausgewichen wird: die schweizerische Atomwaffe. Wer nun glaubt, es werde hier ein baldiger Beschluß auf atomare Bewaffnung unserer Armee gefordert, der hat nicht gelesen oder verstanden, was in dieser Zeitschrift hierzu früher geschrieben wurde; er hätte auch nicht zur Kenntnis genommen, daß eingangs vermehrte Denkarbeit für unsere Rüstung verlangt wurde.

Heute geht es um zweierlei:

Erstens gilt es sich darüber klar zu werden, was die Gegner einer atomaren Bewaffnung bisher erreicht haben, obwohl zwei Initiativen dieser Gegner vom Souverän eindeutig abgewiesen wurden: daß trotz dieser politischen und staatsrechtlichen Entscheidung *tatsächlich* unsere Atombewaffnung blockiert ist. Bisher konnten Gutgläubige annehmen, eine schweizerische Atombewaffnung sei materiell unmöglich; Kleinmütige konnten sich hinter dieser bequemen Annahme verstecken. Nun wurde bisher von keiner verantwortlichen Stelle nachgewiesen, daß die in dieser Zeitschrift aufgestellte Behauptung unrichtig sei, unsere Atombewaffnung sei keine Frage des Könnens, sondern des Wollens. Ausweichen ist deshalb kaum mehr honorig.

Zweitens gilt es sich klar zu werden, daß der Entschluß, Atomwaffen zu beschaffen oder darauf zu verzichten, vorgängig die eingehende Abklärung unserer Bedürfnisse und Möglichkeiten, des finanziellen Aufwandes und des Zeitbedarfes, der Auswirkungen auf unsere heutige und künftige Armee und damit unserer Strategie von morgen nötig macht. Ohne die vorgängige Beschaffung hieb- und stichfester Unterlagen für eine verantwortungsvolle Beurteilung der Lage wäre ein Entschluß – positiv oder negativ – übles Vabanquespiel. Die so viel zitierte «Mirage»-Angelegenheit muß hier wegweisend sein: für die Denkarbeit lohnt sich der Einsatz von vielleicht einigen Dutzend Millionen Franken. Einige Jahre wird die Untersuchung auch benötigen, das lehrt die Erfahrung der Industrie auf dem Gebiete der Forschung und Planung. Dann, und erst dann, wenn diese Ergebnisse vorliegen, ist die Entscheidung fällig.

Den Weg zu solcher Abklärung der grundlegenden Fragen unserer Landesverteidigung zu öffnen, wäre die große Debatte wert.

WM

[4] Vergleiche Wa.: Unsere Panzerwaffe – Rückblick und Ausblick. ASMZ Nr. 4/1964, S. 211 ff.

ASMZ No 8/1964 aug.

Die Schweiz während des ersten Weltkrieges 1914 bis 1918

Von Oblt. Beat Junker

Die Würdigung eines Ereignisses, das ein halbes Jahrhundert zurückliegt, gehört wohl zu den schwierigsten Aufgaben für einen jüngeren Historiker; er kann dafür nicht von eigenen Erinnerungen zehren und solche auch bei einem großen Teil seiner Leserschaft nicht voraussetzen. Die Flucht in die Reminiszenz oder in ein bloßes Nacherzählen der Vorgänge verbietet sich daher fast von selbst. Vielmehr erwartet man von ihm, daß er die Geschehnisse so vorurteilsfrei wie möglich werte und in größere Zusammenhänge einordne. Endgültig und für die Nachwelt verpflichtend wird sein Befund schon deshalb nicht sein, weil wir Dingen, die fünfzig Jahre zurückliegen, meist nicht kühl und unbeteiligt gegenüberstehen, sondern mit starken – bewußten oder unbewußten – Schwingungen unseres Inneren. Überdies kennt der Forscher wohl noch gar nicht alle bedeutsamen Tatsachen über jene Zeit; denn die schweizerischen Archive öffnen sich ihm ja erst nach einer Sperrfrist von just fünfzig Jahren. Neue Funde könnten uns also bereits nach kurzer Zeit zwingen, unsere Meinung zu revidieren, und bei allen ehrlichen Bemühungen wissen wir doch nie, ob wir über Vorläufiges und Subjektives hinausgelangen. Dabei sehen wir wohl manches nicht gleich wie die Menschen, welche Serajewo und Versailles miterlebten, und noch einmal anders werden wohl spätere Generationen empfinden. Für den ersten Weltkrieg gilt dies deshalb ganz besonders, weil ihm ein zweiter folgte, mit welchem wir ihn heute fast unwillkürlich vergleichen. Deshalb stimmt unsere Sicht nicht ohne weiteres mit jener der Zeitgenossen überein. Aus dem Wissen um seither Vorgefallenes heraus stellen wir heute andere Fragen und setzen andere Akzente als sie damals, im Augenblick des Geschehens, dominierten. Im Krieg und unmittelbar danach stritt man beispielsweise auch unter Kennern der Geschichte fast ausschließlich über die Kriegsschuld im engeren Sinne des Wortes, das heißt darüber, wer den Weltbrand unmittelbar ausgelöst

habe. Heute fände ein Werk zu diesem Thema kaum noch besonderes Interesse. Dagegen erregte vor kurzem der Hamburger Historiker Fritz Fischer Aufsehen mit seinem Buch «Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland»; darin verfolgte er die Wurzeln deutschen Weltbeherrschungsdenkens bis in die wilhelminische Vorkriegszeit zurück und spürte so nicht den Vorgängen, wohl aber dem Geiste nach, der zum Kriegsausbruch führen mußte – wobei die entsprechende Arbeit für andere Großstaaten noch zu leisten bliebe.

Erscheint uns also der zeitliche Abstand vom Ereignis fast zu kurz, als daß wir es gerecht zu beurteilen vermöchten, so kommt er uns anderseits riesig vor, wenn wir versuchen, uns in die Zeit vor 1914 zurückzuversetzen und uns vor Augen zu halten, was seither im großen und im kleinen anders geworden ist. Die Älteren unter uns sind noch in einem Europa aufgewachsen, in dem – mit Ausnahme Frankreichs – lauter Monarchien die hohe Politik bestimmten, wobei in England, dem habsburgischen Österreich-Ungarn, Italien, dem deutschen Reich der Hohenzollern und im zaristischen Rußland die gekrönten Häupter oft durchaus nicht bloß repräsentierten, sondern auch aktiv in die Politik eingriffen. Kleinstaaten waren neben diesen Großmächten rarer als heute oder gar als in der Zwischenkriegszeit und hielten sich – abgesehen von der Schweiz – nur an den Rändern des Erdteils, im Balkan, in Skandinavien und im niederländischen Raum, während ein Puffergürtel zwischen Rußland und den beiden deutschen Kaiserreichen noch fehlte. Er erübrigte sich nach der Meinung jener Zeit, weil der Osten damals nicht ein Herd revolutionärer Ansteckungsgefahr von links her war, sondern ein äußerlich noch wenig erschüttertes Bollwerk extrem konservativer, ja oft reaktionärer Gesinnung. Noch war die Alte Welt nicht durch außereuropäische Mammutmächte degradiert worden zur Kraft dritten Ranges. Vielmehr sonnte sie sich im Hochgefühl ihrer politischen, militärischen und wirtschaftlichen Stärke, von der die übrigen Kontinente abhingen. Dieses optimistische Selbstbewußtsein trübten auch keine Kriege; denn seit 1870/71 hatten sie Europas Mitte gemieden und sich bloß in den Kolonien oder im Balkan abgespielt. Beim damaligen Stand des Verkehrs- und Nachrichtenwesens aber lagen jene Gebiete für den Durchschnittseuropäer in beruhigender Ferne und außerhalb der Vorstellungswelt, die ihn prägte.

Kaum weniger kraß als in der Politik unterschieden sich der damalige und der heutige Stand auf militärischem Gebiet, selbst wenn wir absehen von der stürmischen Entwicklung etwa der Atomwaffen und Raketen seit 1945. Zwar flogen 1914 bereits einige Aeroplane, doch bildeten sie noch keine moderne Luftwaffe, welche das Hinterland des Gegners gefährden konnte. Panzer tauchten erst von 1917 an auf, und auch andere motorisierte Truppen fehlten noch. So fuhr sich der Krieg in den Schützengrabenlinien fest, die auch den Giftgasschwaden nicht wichen, und er blieb in einem Maße statisch, das wir uns von der Dynamik des zweiten Weltkrieges und der Jahre danach her bloß noch mit Mühe vergegenwärtigen. Doch auch im Detail bot der Krieg damals ein anderes Bild als später. Der Schweizer rückte vor fünfzig Jahren noch ein in bunter Uniform und im Käppi mit der Kokarde in den Kantonalfarben; erst von 1915 an ersetzten das nüchterne Feldgrau und der Stahlhelm diese Überreste einer Zeit, in der noch nicht Tarnung im versachlichten, gnadenlosen Abnützungskrieg erstes Gebot gewesen war, sondern flammender Enthusiasmus für Sturmangriffe mit wehenden Fahnen.

Damit sind wir endlich beim militärischen Thema im engeren Sinne des Wortes angelangt – ungebührlich spät vielleicht für den Begriff manches Lesers einer Offizierszeitschrift. Doch wer die Schweizer Geschichte von 1914 bis 1918 überschaut, kommt heute wohl zum Urteil, daß sich unserem Lande damals die schwersten Probleme nicht von der Armee her stellten, und daß diese viel mehr recht gut vorbereitet dastand.

Dagegen ließen sich Volk und Regierung auf wirtschaftlichem, sozialem und geistigem Gebiet von den Ereignissen fast vollkommen überrumpeln und schlitterten denn auch hier bis hart an den Rand der Abgründe. Erst nach 1918 ging es manchem Schweizer auf, daß im zwanzigsten Jahrhundert Kriege nicht mehr bloß vom Soldaten an der Front oder an der Grenze zu führen und zu gewinnen waren, sondern daß es ebenso sehr auf den Bürger in der Etappe ankam, ja daß sich die Trennung in diese beiden Abschnitte selbst äußerlich kaum noch sauber durchführen ließ, geschweige denn dem Sinne nach. Totalitäre Staaten, welche den *ganzen* Menschen allein sich selbst dienstbar machen wollten, fehlten 1914 noch. Es wäre deshalb verfrüht, jetzt schon von totalem Krieg zu reden. Aber er kündigte sich doch bereits an.

Bei der Armee traten wie gesagt solche Mängel der Vorbereitung weniger zutage. Die Militärorganisation von 1907 hatte den Turnus der Wiederholungskurse geändert, die militärischen Schulen verlängert und auch durch andere Maßnahmen die äußeren Bedingungen für die Ausbildung des Wehrmannes verbessert. Die Truppenordnung von 1912, das Werk Theophil von Sprechers, war zwar bei seiner Entstehung auch von Offizieren höchster Grade scharf kritisiert worden, bewährte sich aber nun im Aufmarsch zur Grenzbesetzung. Es wäre jedoch unbillig, den guten Stand der Schweizer Armee allein den Führern anzurechnen, die unmittelbar vor Kriegsausbruch wirkten. Auch frühere Generationen haben ihre Verdienste daran. Das deutsche Urteil über die schweizerische Wehrhaftigkeit zum Beispiel wurde stark beeinflußt durch die Kaisermanöver von 1912; damals kämpften aber in der übenden Truppe erst wenige nach neuem System ausgebildete Jahrgänge. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts sogar entstand der Schlieffenplan, nach welchem die Deutschen 1914 Frankreich über Belgien hinweg angriffen und nicht über die Schweiz; neben anderen Faktoren spielte für seine Konzeption auch der Eindruck von der Stärke unseres Heeres mit.

Die äußerste Probe ist der Armee gnädig erspart geblieben, nämlich der Ernstfall. Ob sie ihn bestanden hätte, vermag niemand mit Sicherheit zu sagen. Ulrich Wille hat es für die erste Kriegszeit in seinem Bericht über den Aktivdienst 1914 bis 1918 deutlich verneint: «Aber wenn auch die Mobilisation in allen Teilen einen erhebenden Eindruck machte, so besaßen die mobilisierten Truppen doch nicht den Grad der Kriegstüchtigkeit und Kriegsbereitschaft, den der Krieg erfordert und der hätte vorhanden sein müssen, um sofort einer Invasion entgegentreten zu können. ... Bei aller Anerkennung des guten Willens und der Ausbildung war der *innere Halt* unserer Truppen bei Kriegsausbruch vielenorts ungenügend. ... Für mich steht fest, daß ein Krieg im August 1914 uns das frühere oder spätere Versagen vor dem Feinde gebracht hätte.» Über die späteren Phasen der Grenzbesetzung sprach er allerdings anders: «Gegen jeden äußeren Feind war die Armee am Schlusse des Aktivdienstes innerlich gefestigt und verdiente das volle Zutrauen des Landes.» Zudem bleibt zu bedenken, daß Pessimismus, ja zeitweise beinahe Verbitterung, Willes letzte Jahre verdüsterten.

Da der General an anderer Stelle dieses Heftes gewürdigt wird, sei es mir erlaubt, auf die Führerpersönlichkeiten der Schweizer Armee im ersten Weltkrieg nicht näher einzugehen, obwohl gerade sie bei Soldaten und Zivilbevölkerung stärkste Eindrücke hinterließen. Ihre Aufgaben an der äußeren Front blieben einfacher, als man es anfänglich hätte befürchten können. Das Gros des Heeres bezog Stellung im Jura von Basel bis an den

Doubs gegen das Elsaß hin, wo die Flügel der deutschen und französischen Schützengrabenlinien die Schweizer Grenze erreichten. Von 1915 an stieß, seit dem Eintritt unseres südlichen Nachbarn in den Krieg, bei der Bündner Dreisprachenspitze auch die österreichisch-italienische Front an unser Land. Grenzverletzungen blieben zwar nicht aus, doch beruhten sie auf Irrtümern und zogen keine schwereren Folgen als Proteste nach sich. Der relativ ereignisarme Dienst aber wirkte belastend auf die Moral der Truppe, um so mehr als nicht alle Kommandanten bei der Beschäftigung ihrer Einheiten wesentlich über Schanzenbau und Drill hinauskamen. Ein Vortragsdienst und eine Soldatenbibliothek waren Keime, aus denen im zweiten Weltkrieg die weit größere und wirkungsvollere Sektion «Heer und Haus» erwuchs.

Stellte also die Verteidigung des Landes gegen außen verhältnismäßig wenig Probleme für die Heeresleitung, so galt das nicht in gleichem Maße für die Aufrechterhaltung der Ruhe im Inneren. Schon die Abgrenzung der Befugnisse bot hier größere Schwierigkeiten, hatten doch neben den Bundesbehörden die Kantonsregierungen mitzureden, und sollte die Armee nach dem Wortlaut der Vorschriften erst eingreifen, wenn die Ordnung bereits gestört war und nicht schon, wenn sich eine mögliche Gefährdung bloß abzuzeichnen begann. Das kollidierte mit dem Grundsatz, zu dem sich Ulrich Wille in seinem Aktivdienstbericht immer wieder bekannte: «Vorbeugen ist besser als heilen.» Der General selber freilich wurde in dieser Sache erst kurz vor Kriegsende in Diskussionen verwickelt, als er im Vorfeld des Landesstreiks prophylaktisch den Einsatz von Truppen veranlaßte, als er an einer Zürcher Arbeiterfeier zum Jahrestag der russischen Revolution Demonstrationen erwartete. Das faßte die Sozialdemokratie als Provokation auf. Ähnlich empfanden die Westschweizer in der «affaire des trains», als der Generalstabschef Züge bereitstellte, um Städte des Welschlandes mit alemannischen Truppen zu besetzen, nachdem eine taktlose Flaggenhissung am deutschen Konsulat in Lausanne lärmige Kundgebungen hervorgerufen hatte. Die Öffentlichkeit jenseits der Saane reagierte damals auch deshalb so erregt, weil ihr schien, Bundesrat, Armeeleitung und Deutschschweiz mäßen die Dinge mit zwei verschiedenen Ellen. Hatten sie doch kurz zuvor im sogenannten Oberstenhandel eine sachlich eher geringfügige, durch den Rang der Beteiligten aber psychologisch schwerwiegende Neutralitätsverletzung zweier hoher Offiziere im Armeestab milde beurteilt, ja geglaubt, der Fall lasse sich aus der Welt schaffen durch eine militärische Versetzung, welche eher nach einer Beförderung als nach einer Strafe für die beiden Hauptpersonen aussah.

Damit sind wir angelangt beim Gegensatz zwischen romanischen und germanischen Schweizern und zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft, Spannungen, welche unser Land zwischen 1914 und 1918 wohl stärker belasteten als alles andere, und denen wir uns deshalb zuwenden müssen, auch wenn diese weiteren Darlegungen von der Armee und vom rein militärisch geführten Krieg sich wieder abwenden.

Wer 1939 bis 1945 die im ganzen doch beeindruckend geschlossene Abwehrhaltung des Schweizervolkes miterlebt hat, versetzt sich nur mit Mühe in das ganz andere Denken und Fühlen während des ersten Weltkrieges. Meinungsverschiedenheiten zwischen Deutsch und Welsch hatten sich bereits von der Jahrhundertwende an in bestimmten politischen Sachfragen abgezeichnet, etwa bei der Auseinandersetzung um den Gotthardvertrag oder bei gewissen Volksabstimmungen. Aber erst der Kriegsausbruch und vor allem der deutsche Angriff auf Belgien offenbarten, wie weit man sich bereits auseinandergelebt hatte. Während die Welschen offen ihre Sympathien für das gleichsprachige Opfer des Überfalls bezeugten, vernahm man von ihren Landsleuten deutscher Zunge selten mehr als formelles Bedauern und papierene Ablehnung der Rechtfertigung von Reichskanzler Bethmann Hollweg: «Not kennt kein Gebot!»; und nur zu oft mischten sich selbst darein schulmeisterliche Seitenhiebe und überhebliche Belehrungen an die Adresse Belgiens. Von Solidarität unter Kleinstaaten oder unter Neutralen war in der Zentral-, Nord- und Ostschweiz kaum etwas zu spüren.

In einer deutschsprachigen Zeitschrift unseres Landes ist es bestimmt weniger am Platze, die damalige Haltung der Romands bis zu ihren tiefsten Ursachen auszuloten, als der Frage nachzugehen, wie bei uns selber und bei unseren Vorfahren der trotzigen Selbstbesinnung auf die eigenen Werte im zweiten Weltkrieg keine drei Jahrzehnte früher ein derart kritikloses Nachbeten der Regierungspropaganda eines benachbarten Großstaates voraufgehen konnte. Man hat mit Recht hingewiesen auf die engen Verwandtschaftsbande höchster Armeeführer und mehrerer Bundesräte mit deutschen Familien, auf die tiefen Eindrücke langjähriger Studien an deutschen Universitäten bei den meisten unserer Akademiker und auf die gewaltige Überfremdung vor 1914. Wohl tönt uns heute dieses Wort wieder vertraut, doch lagen damals die Probleme anders als jetzt. Einmal ballten sich die Massen der Ausländer vor allem in einigen Städten zusammen, wo ihre Konzentration bald unheimliche Maße erreichte. In Zürich zum Beispiel stieg ihre Zahl bis um 1900 auf rund einen Drittel der Bevölkerung. Sodann sind die Italiener, Griechen, Spanier usw., die heute das größte Kontingent Fremder stellen, anderer Abstammung als unsere beiden ethnischen Hauptgruppen, und sie beschäftigen sich vor allem in eher gering geachteten manuellen Berufen, während um die Jahrhundertwende gerade die sozial hochgestellte und intellektuell tonangebende Elite vom Ausland herkam oder sich doch von dort her prägen ließ. Dafür zeugen – wenn es erlaubt ist, eine Bagatelle zu nennen – jede Sonntagsbeilage und jede Witzspalte einer Schweizer Zeitung vor 1914 mit ihrem ungefilterten Neuaufguß der Berliner Produktion. Bereits vor Kriegsausbruch zeigten sich allerdings auch Ansätze zu neuem Überdenken der eigenen nationalen Werte, etwa in der Gründung der Neuen Helvetischen Gesellschaft, in der Heimatschutzbewegung, im Aufschwung der Mundartliteratur, und auch die Berner Landesausstellung wirkte in diesem Sinne. Der Geist einer Volksgruppe ließ sich aber nicht leicht und rasch ändern, da er tiefer wurzelte als in bloßer Sprach- und Kultursympathie. Wenn er sich mit dem nördlichen Nachbarstaat identifizierte, reagierte eben mancher Deutschschweizer seinen kleinstaatlichen Minderwertigkeitskomplex ab; in einer Zeit, wo nur die Großmacht und das Große und Mächtige überhaupt zu zählen schienen, wuchs er so wenigstens in seiner Phantasie hinaus über die engen Gebirgsgrenzen seines Binnenstaates. Meist blieb es bei bloßem Gedankenflug; in der volksnahen, aber von Mitwelt und Geschichtsforschung meist wenig beachteten Lokalpresse jedoch fanden sich hie und da Aufrufe, denen der Wiedergewinn des ein Jahrhundert zuvor verlorenen Veltlins, ja selbst der Gewinn eines Mittelmeerhafens vorschwebte. Nicht der Verwirklichung, wohl aber den Wunschträumen nach kennt auch die Schweiz ihr Zeitalter des Imperialismus. Als Träger dieser Herrenrolle fühlte sich naturgemäß in erster Linie die stärkste, politisch führende Gruppe der Deutschschweizer freisinniger, zentralistischer Denkrichtung. Dem Romanen als dem Schwächeren selbst innerhalb des eigenen Landes verboten sich geistige Herrscherallüren von selbst; es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, womit denn *er* sein Inferioritätsempfinden kompensiert habe. Die Differenzen zwischen Deutsch und Welsch flauten ge-

gen Kriegsende allmählich etwas ab. Eine vorläufige Bereinigung fanden sie erst im zweiten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts, als die Schweiz nicht mehr Subjekt, sondern Objekt von Eroberungsplänen war, und sich deshalb auch die Mehrheit bereit fand, im pluralistischen Nebeneinander verschiedenartiger Minoritäten und im Föderalismus wieder etwas Positives zu sehen.

Noch weit deutlicher als die sprachlichen waren allerdings bisher die politischen Minderheiten in ein Schattendasein gedrängt worden durch den allesbeherrschenden Freisinn, der damals viel weitere Kreise umfaßte als heute, zum Beispiel auch die Bauersame. Er ließ sich jedes Entgegenkommen an die zurückgesetzten Konservativen und Sozialdemokraten in zähen Kämpfen abringen. Der Proporz für die Wahl des Nationalrates etwa brauchte innerhalb von rund zwanzig Jahren gleich drei Anläufe in Volksinitiativen, bis er am Kriegsende durchdrang und damit zahlenmäßig die gröbsten Benachteiligungen der kleineren politischen Gruppen beseitigte, dafür allerdings andere Unzukömmlichkeiten mit sich brachte.

Besonders zur organisierten Arbeiterschaft hatte das Bürgertum bisher ein harmonisches Verhältnis nicht gefunden. Obwohl auch seine eigene Haltung mitbestimmt war durch Vorbilder, besonders aus dem deutschen Reich, warf es der Sozialdemokratie die ausländische Herkunft ihrer Theorie und mancher ihrer früheren Führer vor und stempelte ihre Anhänger ab als «vaterlandslose Gesellen», die sich im Grunde selbst außerhalb der Gemeinschaft der Patrioten stellten und der Heimat gegenüber zu allem fähig seien. Mindestens ebensosehr wie internationale Doktrinen trieb aber der manchesterliche Klassenkampf von rechts die ursprünglich gar nicht armeefeindliche Arbeiterschaft zu Beginn unseres Jahrhunderts dem Antimilitarismus zu. Besonders verheerend wirkten dabei Fälle, in denen Kantonsregierungen bei Streiks Truppen angeblich gegen die Störung von Ruhe und Ordnung einsetzten, in Wirklichkeit aber nach unserem heutigen Empfinden öfters zum Schutze der Unternehmerinteressen. Von da her gesehen ist es eigentlich fast verwunderlich, daß bei der schweizerischen Mobilmachung von 1914 Dienstverweigerungen ausblieben und daß sie erst in der zweiten Kriegshälfte einsetzten – übrigens auch dann noch eher von Intellektuellen her als von Arbeitern im landesüblichen Sinne des Wortes.

Zudem litt wohl keine andere Schicht derart unter der wirtschaftlichen Notlage wie die Arbeiterschaft. Deutlicher als anderswo zeigte es sich bei der Vorratshaltung, wie sehr sich die Schweiz vom Krieg hatte überraschen lassen. Die vorhandenen Lager an Lebensmitteln und Rohstoffen deckten den Landesbedarf nur für wenige Wochen, was Hamsterwellen und entsprechende Preissteigerungen hervorrief. Da man aber anfänglich immer noch auf eine kurze Dauer des Krieges hoffte und auch organisatorisch gar nicht vorbereitet war, konnte erst von 1917 an die Rationierung einiger Artikel eine gerechtere Verteilung anstreben; doch selbst diese Maßnahme sabotierten beispielsweise bei der Milch gewisse Produzenten offen, wobei sich Behörden außerstande erklärten, ihren Willen durchzusetzen. Im Grunde gab eben immer noch der Wirtschaftsliberalismus den Ton an, der alles vom guten Kern im Menschen erhoffte und deshalb höchstens mit Aufrufen und Mahnungen ermuntern, nicht aber mit Zwang schrecken wollte. Wer in Not geriet, den verwies man auf Almosen und Armenunterstützung; einen rechtlichen Anspruch auf wirkliche Hilfe genoß er nicht, einen moralischen auf die Solidarität seiner Mitbürger kaum. Aus der gleichen Scheu vor früher nicht üblichen Maßnahmen heraus griffen die staatlichen Organe auch zu spät und zu wenig scharf ein gegen die Schieber und Spekulanten teils ausländischer Herkunft, deren massive Gewinne ohne Arbeitsleistung angesichts der herrschenden Teuerung erst recht aufreizend wirkten.

Es ist ein düsteres Gemälde, das wir gerade in den letzten Abschnitten skizziert haben. Doch nur vor diesem Hintergrund versteht man den Landesstreik von 1918 weniger als einen wohlberechneten Anschlag kaltblütiger, internationalistischer Revolutionäre, sondern als eine Explosion infolge aufgestauten sozialen Druckes. Und nur von da her läßt sich ermessen, welch gewaltige Leistungen etwa das gute Funktionieren der Kriegswirtschaft von 1939 bis 1945 oder das Sozialwerk der Lohn- und Verdienstersatzordnung darstellten.

Beinahe wäre man versucht, dem Schweizer eine gute Note zu erteilen für sein vorzügliches Lernen aus der Geschichte und beim Vergleich der Lage unseres Landes während der beiden Weltkriege einem Fortschrittsoptimismus zu verfallen. Aber Völkermorde wie die von 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945 sind schlechte Ansatzpunkte für Frohmut und leichtfertiges Pochen auf eigene Leistung. Vielmehr mahnen sie uns, die Größe der Gnade zu ermessen, die uns zwar Wirren und Nöte nicht erspart, uns aber vor Schlimmerem bewahrt hat.

General Wille und die Heimat[1]

Von Oberstdivisionär Edgar Schumacher

Vor langen Jahren hat mir einmal ein wichtiger und einfältiger Mann gesagt, General Wille habe sich gewiß in mancherlei Hinsicht um das Militär verdient gemacht, aber, leider, die wahre Volksverbundenheit habe ihm eben doch gefehlt. Dem stimmte ich bei; denn ich wußte recht wohl, was der Mann unter der wahren Volksverbundenheit verstand: das biedere Händeschütteln nach rechts und nach links, damit man, wenn nicht bei allen, so doch bei der Mehrheit in Gunst und Gnade bleibe; das knallige Bekenntnis zu den Dingen, die selbstverständlich sind, wie etwa die Vaterlandsliebe; und vielleicht vor allem die «ehrfurchtsvolle» Scheu, von dem zu reden, was nicht gerne gehört wird. Das alles hat in der Tat Ulrich Wille gefehlt, und ich bin überzeugt, er hat es keinen Augenblick als Mangel empfunden. Es war ihm nämlich ernst um die Sache, und das hat ihn gänzlich von denen abgetrennt, denen es ernst ist um das eigene Vorwärtskommen. Das hat ihn oft in die Opposition, das hat ihn gelegentlich auch in eine gewisse Einsamkeit gedrängt; da war es für die Schlauen keine Kunst, hinzuweisen: Seht, wie wenig hat er doch gemeinsam mit uns und mit allen!

Es gibt, etwas obenhin unterschieden, zwei zustimmende Arten der Stellungnahme zur Heimat: dem einen ist sie der Ort, wo er sich wohlbefindet, dem andern die Stätte, an der seine Verantwortung sich erfüllt. Das wird auf verschiedentliche Weise zum Ausdruck kommen. Aber sicher ist, daß das erste bei den Menschen wohlgelittener macht als das zweite. Man mag den Zufriedenen gut, weil er auch andere zufrieden läßt; man hat Mißtrauen gegen den von Verantwortung Bedrängten, weil er nicht anders kann, als auch seinerseits ein Bedränger sein. Erst auf große Entfernungen heben sich dann die bleibend gültigen Verhältnisse heraus. Und so stehen denn an vielen bedeutenden Stellen in der

[1] Aus «Heimatbuch Meilen 1963». Vergleiche Buchbesprechung in ASMZ Nr. 3/1964, S. 179.